

GABRIELE STANGL



HERZENS KINDER

Die Gründerin der ersten Klinik-Babyklappe
erzählt von abgegebenen Kindern,
Müttern in Not und geschenkter Zukunft

adeo

*„Obwohl das menschliche Leben das Wertvollste ist,
was es auf der Welt gibt,
verhalten wir uns immer so, als ob es etwas gäbe,
das einen höheren Wert hat als das menschliche Leben.“*

Antoine de Saint-Exupéry

Inhalt

Prolog	9
Nur eine Handvoll Leben	13
Mutterliebe	38
Ein Weihnachtswunder	61
Denn jedes Leben zählt!	83
Die Liebe höret nimmer auf	106
Mit dem Herzen einer Löwin	122
Ein Zuhause für Helena	147
Bittere Geschichten	173
„Mach weiter!“	186
Die Tränen einer Mutter	198
Wenn Armut nicht mehr weiterweiß	213
Rettung in letzter Sekunde	222
Nach(t)gedanken	235

Prolog

Spätherbst 1998. Traurig schaue ich aus meinem großen Bürofenster. Dort gehen sie, diese zwei lieben Menschen, die noch vor zwei Stunden bei uns im Krankenhaus auf Hilfe gehofft hatten. Ich fühle mich so schwach, so hilflos, so unendlich traurig!

Der großgewachsene ältere Herr hat den Kragen seines Mantels aufgestellt. Die Kappe, die er trägt, zieht er sich noch ein bisschen tiefer in die Stirn. Eine junge Frau begleitet ihn, viel zu dünn bekleidet für dieses kalte windige Wetter. Noch von Weitem kann ich ihren runden Bauch sehen, den sie mit ihren Händen umfasst, so als wolle sie das Ungeborene in ihrem Leib beschützen. Ich habe sie fortgeschickt – nicht, weil ich es wollte, sondern weil man es mir aufgetragen hatte.

Meine Traurigkeit schlägt in Wut um: Warum eigentlich? Warum sollte ich sie fortschicken? Ich wollte sie nicht wegschicken! Ist sie nicht ein Mensch wie wir alle, ein Mensch, der Hilfe braucht? Wir hätten sie ihr doch geben können.

Was konnte ich damals als recht junge Pastorin und Krankenhausseelsorgerin schon ausrichten, wenn es darum ging, auch einmal gegen allgemein geltende Vorschriften zu handeln und zu helfen, einfach aus reiner Menschlichkeit für einen anderen in Not einzutreten?

Einmal mehr wünschte ich mir, ich könnte etwas ändern an diesen „Vorschriften“, die uns vom Staat vorgegeben wurden, die vielleicht gut und richtig sind für die meisten Menschen

im Land, aber den Einzelnen und seine Umstände nicht immer ausreichend berücksichtigen.

„Ich habe diese junge Frau auf der Straße sitzen sehen und sie angesprochen. Sie sah so hilflos aus, so traurig, so mutlos. Sie ist illegal in Deutschland, schwanger und sie hat kein Zuhause. Sie meinte, sie würde bald entbinden. Sie kann und möchte ihren Namen aber nicht nennen.

Frau Pastorin, sie hat niemanden, der ihr bei der Geburt helfen kann, sie kann das Baby auch nicht behalten! Wissen Sie eigentlich, was mit solchen Frauen und Kindern geschieht? Bitte, das hier ist doch ein christliches Krankenhaus, bitte, helfen Sie ihr! Wir können doch nicht einfach zulassen, dass sie in ihr Unglück läuft.“

Der ältere Mann hatte mich mit wässrigen Augen angesehen. Eine dicke Träne war über seine kalte rote Wange gerollt. Es tat mir in der Seele weh, die beiden so zu sehen.

„Aber natürlich werden wir Ihnen helfen“, hatte ich ihn zu beruhigen versucht, „ich koche Ihnen erst einmal Tee, der wird Sie aufwärmen. Und dann gehe ich auf die Entbindungsstation und werde einen Arzt bitten, Sie sich anzusehen.“

Auf der Treppe hinauf zu den Stationen hatte ich überlegt, wie ich den Arzt davon überzeugen konnte, dass diese schwangere Frau unsere Hilfe brauchte. Schon einige Male hatte ich erlebt, dass meine Meinung nicht unbedingt der Meinung der Ärzte entsprach. Aber hier musste man doch eine Lösung finden können!

Mein Gespräch mit dem Arzt, den ich in seinem Büro antraf, wurde alles andere als erquicklich. Nachdem ich ihm

die Situation geschildert hatte, war er hinter seinem Tisch aufgestanden, hatte mich ernst angeblickt, einmal tief durchgeatmet, die Hände in seinem Arztkittel vergraben und mir dann mit allem Nachdruck gesagt:

„Schicken Sie sie weg, Frau Stangl. Das ist illegal! Die geltenden Gesetze verbieten es uns, einer Frau, die anonym gebären will, zu helfen. Wenn wir ihr helfen würden, hätten wir die Polizei im Haus, und das wäre sehr abträglich für unseren guten Ruf. Es gibt nun mal Grenzen für unsere Hilfsbereitschaft, bitte verstehen Sie das! Leute wie diese Frau sollten sich vorher überlegen, was auf sie zukommen kann, wenn sie sich so nach Deutschland aufmachen. Schicken Sie die beiden weg, wir können nichts für sie tun.“

„Wir können nichts für sie tun ... abträglich für unseren guten Ruf...“ Diese Worte rauschten mir noch immer in den Ohren, als ich die Treppen hinunter zu meinem Büro lief. Was ich da zu hören bekommen hatte, war wie eine Ohrfeige für mich. Nichts! Das konnte doch nicht sein! Es ging hier um Leben. Um das Leben zweier Menschen, die unseren Schutz brauchten. Es musste doch eine Lösung geben!

Es war nicht das erste Mal, dass ich in meiner Arbeit als Seelsorgerin vor großen, schier unüberwindlichen Mauern stand, wenn es darum ging, einer Frau zu helfen, die ungewollt schwanger geworden war. Oder die ihr Kind nicht behalten konnte, weil sie – aus welcher Not heraus auch immer – nicht wusste, wie sie es durchbringen sollte.

Tage- und wochenlang konnte ich an nichts anderes mehr denken. Das Bild der beiden, die da völlig ohne Hoffnung von dannen zogen, ließ mich nicht mehr los. Ich versuchte herauszufinden, warum es nicht gehen sollte, in diesen Situationen helfend

einzugreifen. Die Antwort war jedes Mal die gleiche. Immer wieder hieß es nur: „Da können wir nichts machen.“

Wirklich nicht?

Mutterliebe

*Ich muss nicht immer alles verstehen,
aber ich kann immer versuchen zu helfen.*

Ich liebe unseren kleinen Garten. Nur dieses vermaledeite Unkraut! Der viele Giersch, der von beiden Seiten in unseren Garten herüberwächst, war schneller und stärker, als ich schauen konnte. Ich bekämpfte ihn zu Beginn meiner Gärnterzeit wie einen persönlichen Feind. Genutzt hat es nichts. Also bin ich übergegangen in die Phase, in der ich mich mit ihm arrangiere: Er kommt in den Salat!

Ich grub mit meinen Fingern so tief ich konnte in den Boden. Diese Wurzeln waren mit irgendetwas Festerem verwachsen. Wahrscheinlich ein Wurzeläusläufer des Flieders. Da sollte dieser ja auch nicht gedeihen, also raus damit! Wenn die beiden glaubten, dass ich sie hier so einfach leben ließ, dann hatten sie sich geirrt! Ich zog mit aller Kraft, legte mich mit meinen ganzen achtzig Kilo ins Zeug und hatte Erfolg! Das „Ding“ riss und ich landete mit Schwung ... in einem meiner Hortensienbüsche.

„Aua!“ – Das hatte echt wehgetan. Wie ein Maikäfer, der auf den Rücken geworfen wurde, zappelte ich mit Armen und Beinen und versuchte, aus dem Wirrwarr von Blättern, Blüten und Geäst halbwegs damenhaft herauszukommen.

Die Hände voller Dreck, den Popo in die Höhe gereckt wie bei einer Yogaübung, hörte ich auf einmal eine Stimme hinter mir fragen: „Hast du dir wehgetan?“

Ich hatte nicht mitbekommen, dass unsere ewig quietschende Gartentüre aufgemacht worden war. Zu sehr war ich mit meinen „Kampfübungen“ beschäftigt gewesen. Ich rappelte mich vollends auf und drehte mich um.

„Cara!“, stieß ich noch völlig atemlos hervor. „Dich habe ich völlig vergessen! Oh, wie tut mir das leid, dass ich dich so empfangen ...“ Ich sah an mir hinunter. Ich zog immer meine schäbigsten Sachen an, wenn ich meinen Garten auf Vordermann brachte. Aber heute war ich echt ein besonderer Hingucker: von oben bis unten voller Erde, verwelktes Grünzeug und Krabbeltierchen in den Haaren und die Jogginghose auf Halbmast.

Cara konnte sich das Lachen nicht verkneifen. „Hauptsache, dir ist nichts passiert! Tut’s irgendwo weh?“ Seit Caras erstem Besuch hatten wir ein paar Telefonate geführt und uns dabei auf das vertraute „Du“ geeinigt. Sie versuchte, mir den Schmutz von der Kleidung zu klopfen.

„Nein, ich bin doch gut gepolstert! So schnell tu ich mir nichts.“ Mein Blick wanderte zur Hortensie. Sie hatte ordentlich was abbekommen. Um sie musste ich mich später kümmern.

Schnell die Kaffeemaschine angeworfen, hinauf ins Bad und ein wenig frisch gemacht. „Wie konnte ich das nur vergessen!“, schalt ich mich. Cara wollte doch heute die Ordner mit den Zeitungsausschnitten holen, die sich in den letzten fast zwei Jahrzehnten bei mir angesammelt hatten.

Als ich ein paar Minuten später im Wintergarten ankam, hatte sie es sich gemütlich gemacht und Buddy auf dem Schoß, der sich wieder mal ausgiebig von ihr kraulen ließ. Dieser kleine Charmeur!

Schnell hatten wir unser Gespräch dort aufgenommen, wo wir beim letzten Mal aufgehört hatten. Cara erzählte mir von ihren Projekten, die sie demnächst starten würde, und im Gegenzug hatte auch ich ihr einiges zu berichten. Seit wir uns das letzte Mal

gesehen hatten, waren mir noch einige wichtige Fakten eingefallen, die sie gut würde brauchen können.

„Gabi“, Cara hatte von „Plauderton“ in „Inquisition“ umgeschaltet, „hast du darüber nachgedacht, wann du beginnen willst, von den Erlebnissen mit deinen Frauen zu berichten? Ich meine nicht, ob, ich meine, wann...?“ Ich hielt meinen Kaffeebecher mit beiden Händen fest umschlossen und starrte auf den kleinen schäbigen Rest Kaffee, der sich hellbraun und kalt unten in der Tasse drehte.

Ich sah sie an. Sie wartete auf meine Antwort. „Ich habe meinen Computer bereits an meinen Bruder geschickt, damit er ihn auf Touren bringt.“ Immerhin etwas konnte ich berichten.

„Großartig!“, rief sie und klatschte kurz in die Hände. „Wann meinst du, wirst du ihn zurückhaben?“

Ich wusste sehr wohl, worauf sie hinauswollte. „Hör mal, Cara, ich bin keine Schriftstellerin! Ich bin nur eine kleine Pastorin, die regelmäßig ihre Predigten schreibt und Vorträge hält; gut, so dann und wann verfasse ich auch Artikel für Magazine, aber das war's dann auch schon! Ich habe ja bereits einen großen Teil meiner Erfahrungen aufgeschrieben und sie liegen abholbereit auf meinem Computer. Aber ich sage dir ganz ehrlich: Ich habe Angst davor, dass meine Geschichten heute keinen mehr interessieren! Jedenfalls nicht, wenn ich sie schreibe...“

Sie zog die Brauen hoch und beugte sich in meine Richtung. „Du und eine kleine Pastorin! Das, was du gemacht hast, muss dir erst mal jemand nachmachen! Komm schon, du hast es sicher drauf, aus all dem Stoff auch ein Buch zu machen.“

Sie stieß mich freundschaftlich am Knie. „Lass uns mal hochgehen in dein Büro und die Ordner mit den Zeitungsausschnitten holen. Deswegen bin ich doch hier. Aber danach wollen wir noch einmal über deine neuen Pläne sprechen, nicht wahr?“, sprach es, lachte und schob mich sanft die Treppen hinauf.

„Sag mal, wer ist denn das?“ Cara hatte ein Foto aus einer der Klar-sichthüllen hervorgezogen und hielt mir das Bild von einem kleinen, süßen, dunkel gelockten Baby vors Gesicht.

„Das ist mein kleines Engelchen.“

Der Anblick dieser Kleinen zauberte mir ein Lächeln ins Gesicht. Sie hatte ein rosa Blüschen an und ein Stirnband, das die dunkle Lockenpracht in Zaum hielt. Eine große weiße Blüte zierte dieses Band und ließ sie so „erwachsen“ aussehen.

„Sie heißt Angelika. Jedenfalls ist das ihr zweiter Name. Und es war ihr erster Name, als sie bei uns geboren wurde.“ Ich hatte das Foto in die Hand genommen und schaute auf die Rückseite. „Es ist einige Jahre her, dass sie bei uns im Krankenhaus auf die Welt kam. Und es war eine recht abenteuerliche Geschichte, die ihre Mutter zu uns geführt hatte. Zum Glück ging noch einmal alles gut – es hätte echt schlimm ausgehen können.“

„Magst du mir die Geschichte erzählen?“, bat Cara mich. Warum nicht, sagte ich mir, wir haben ja Zeit.

Jordis

Es war 2.30 Uhr in der Nacht, als das Telefon läutete. Nichts Ungewöhnliches bei mir. Geboren und gestorben wird zu jeder Tages- und Nachtzeit. Wenn ich mich abends ins Bett legte, wusste ich nie, ob ich nicht bald wieder aufstehen musste.

Es war der Kreißsaal. Der Oberarzt der Gynäkologie war am Apparat und meinte nur: „Liebe Frau Stangl, tut mir echt leid, aber könnten Sie bitte rasch in den Kreißsaal kommen? Wir brauchen Sie ganz dringend.“

Also schnell in die Kleidung gesprungen und im Auto die drei Kilometer bis zum Krankenhaus gefahren. Zum Munterwerden hatte ich noch später Zeit.

Nachdem ich den Code an der Türe zum Kreißsaal eingegeben hatte, öffnete sich die schwere Feuertür und ließ mich ein. Helles Licht empfing mich. Auch dieser Ort kannte weder Tag noch Nacht.

„Rabenmütter“

Kaum hatte ich die Schiebetür zu Kreißsaal III ein wenig geöffnet, kam Hebamme Svetlana schon auf mich zu. Sie zog mich am Ärmel vor die Türe. Vor einer halben Stunde hatte eine Frau ein kleines Mädchen entbunden. Sie war in den Presswehen bei uns im Krankenhaus angekommen, saß nun mit ihrer kleinen Tochter im Arm auf dem Kreißsaalbett und erzählte ihr ganz leise, dass sie sie nicht behalten könne.

Ein Leben mit ihr wäre nicht gut für sie, flüsterte sie ihr zu. Es gäbe aber da draußen in dieser Welt ganz sicher liebe Menschen, die sie lieben würden – so wie sie!

Svetlana weinte bittere Tränen. „Ich dachte immer, diese Frauen seien Monster – einfach ihr Kind wegzugeben. Aber Gabi, das sind ja ... Mütter!“

Ich nahm Svetlana in den Arm und tröstete sie, reichte ihr ein Taschentuch und ließ sie wissen, dass ich sie verstehen könne. Es war spät in der Nacht, sie hatte schon einige Stunden Dienst hinter sich und diese für sie neue Erfahrung hatte sie stark mitgenommen. Manchmal sind Dinge eben doch anders, als man sie sich einreden will, vielleicht, weil man sich selbst schützen möchte.

Müde zog Svetlana sich in den winzig kleinen Raum zurück, den die Hebammen ihr Büro nannten. Sie brauchte ein wenig Abstand.

Ich ging zurück in den Kreißsaal. Wie furchtbar elend sie doch aussieht, dachte ich mir, als ich die Frau im Kreißsaal erblickte. Sie war völlig erschöpft. Die Haare nass vom Schwitzen und mit einem vom Pressen blutunterlaufenen Auge saß sie in ihrem OP-Hemd auf dem Kreißsaalbett und war notdürftig mit einem Laken zugedeckt.

Sie sah mich gar nicht. Sie war nur mit ihrem Kind beschäftigt. Sie presste das kleine Wesen zärtlich an sich, küsste Stirn und Wangen, streichelte über den dunklen Flaum des Köpfchens und betrachtete jedes einzelne Fingerchen, jedes Füßchen, die winzigen Ohren.

Ein Fuß der Mutter schaute unter dem Laken hervor: Er war geschwollen und rot. Was hast du Arme nur hinter dir?, ging es mir durch den Kopf.

Jordis – ihren Namen sollte ich erst später erfahren – war nicht die erste Frau, die bei uns Hilfe zur Geburt suchte. Für Jordis war es auch nicht das erste Kind, das sie auf die Welt gebracht hatte, das hatte sie den Hebammen bereits anvertraut.

Ich schätzte Jordis auf ungefähr vierzig Jahre. Das Leben hatte sie gezeichnet, die Furchen in ihrem Gesicht waren viel zu tief für ihr Alter, ihre Hände zeugten von einem Leben, das schwere Arbeit kannte. Ihre Kleidung, die auf einem Stuhl lag, hatte bereits bessere Zeiten gesehen und war für diese Jahreszeit viel zu dünn.

„Ich muss jetzt gehen“, sagte sie und stieg entschlossen vom Kreißsaalbett herunter.

„Es ist viel zu früh, Sie dürfen jetzt noch nicht gehen. Vier Stunden, bitte, nur vier Stunden müssen Sie auf alle Fälle bleiben“, bat ich sie.

Ganz vorsichtig wankte sie auf schwachen Beinen ein paar Schritte näher auf mich zu, sah mir traurig in die Augen und

bat mich: „Bitte, bitte, passen Sie gut auf mein Kind auf! Bitte, suchen Sie Menschen, die sie lieben und für die sie das Wichtigste im Leben ist!“ Gleich darauf legte sie mir ihr Kind in den Arm. Dicke Tränen quollen ihr aus den Augen und zogen nasse Spuren über ihr ganzes Gesicht.

Svetlana stand inzwischen hinter mir und nahm mir das Baby ab. Ich half der Mutter beim Anziehen und versuchte, sie zum Bleiben zu bewegen. Sie konnte sich in Gefahr bringen, wenn sie jetzt schon ging. Doch nichts konnte sie aufhalten.

Schnell lief ich ins Büro der Hebammen, suchte mir Notizpapier und schrieb ihr meine Telefonnummer auf. Als sie sich von mir verabschiedete, drückte ich ihr dieses kleine Stück Papier in die Hand. „Sie können sich jederzeit bei mir melden und sich nach ihrer Kleinen erkundigen“, waren meine letzten Worte an sie.

Sie schloss ihre Jacke, nahm die beiden Aldi-Tüten, mit denen sie gekommen war, drückte die schwere Feuertüre vom Kreißsaal auf und verschwand im Treppenhaus.

Ich blickte ihr immer noch nach, als sie schon lange gar nicht mehr zu sehen war. Meine Beine waren schwer wie Blei. Ich fühlte mich matt und erschlagen.

Selbstvorwürfe

Hatte ich versagt, weil ich sie nicht zum Bleiben bewegen konnte? Hätte ich es nicht besser machen müssen? Ich ging ins Kinderzimmer und sah mir noch einmal das kleine Mädchen an, das nun in einem Krankenhaus-Strampelanzug in einem unserer Brutkästen lag. Meine Gedanken fuhren Karussell...

Völlig in die Geschichte vertieft, fuhr ich mir durch die Haare. Die Gefühle beim Erzählen waren beinahe genauso stark wie damals, als ich Jordis und ihre Lebensgeschichte kennenlernte.

Wie oft schon hatte ich mir anhören müssen, dass ich es Müttern leicht machen würde, sich von ihren Kindern zu trennen. Wie oft wurde ich von allen möglichen Seiten angegriffen, weil ich diesen Frauen Schutz offerierte, von dem manche Fachleute meinten, dass sie ihn gar nicht benötigten. Hatte ich in diesem Fall nicht ausreichend hinterfragt, was sie zu uns geführt hatte? Als wenn das so einfach wäre! Dazu braucht man Zeit, genug Zeit, um Vertrauen aufbauen zu können. Wie hätte ich sie festhalten sollen? Man kann doch niemanden ans Bett fesseln?!

„Weißt du, Cara“, fügte ich meiner Erzählung hinzu, „dass man mir immer wieder vorwarf, es den Frauen leicht zu machen, sich von ihren Kindern zu trennen, nahm ich meistens relativ gelassen. Ich kannte doch die Geschichten ‚meiner Mütter‘, die sie mir anvertraut hatten. Die Gegner kannten sie nicht. Und ich kann dir sagen: Außer bei ein, zwei Ausnahmen hatte ich bei keiner den Eindruck gewonnen, dass sie es sich ‚leicht machen‘ würde.“

Was wissen wir schon von den Nöten anderer? Erzählt ist nicht erlebt! Was dem einen leichtfällt, mag für den anderen unüberwindbar sein. Für mich stand immer – bis heute – fest: Ich muss nicht immer alles verstehen, aber ich kann immer versuchen zu helfen!“ Da brach wieder die Pastorin, die Seelsorgerin, in mir hervor.

„Aber das können wir gerne noch später erörtern, du willst ja wissen, wie es weitergeht ...“

Überzeugungsarbeit

Die Kleine entwickelte sich in den nächsten Stunden wunderbar. Es fehlte nie an Zuwendung und Zärtlichkeit für die Kleinsten unserer Patienten. Hatte ich gerade keine Zeit für sie, gab es immer eine Hebamme oder eine Kinderschwester, die ihnen die nötigen Streicheleinheiten schenkte. Wenn ich morgens ins Krankenhaus kam und nach meinen Schützlingen schaute, durfte ich sie öfter als einmal suchen gehen. Zufrieden lagen sie dann bei irgendjemandem vom Pflegepersonal der Station im Arm und wurden verwöhnt.

Mein Diensttelefon läutete. Ich zog es aus meiner Jackentasche und meldete mich. Am anderen Ende der Leitung stellte jemand sofort die Frage: „Wie geht es ihr?“

Die Person am Telefon hatte sich nicht vorgestellt, aber das brauchte sie auch gar nicht, denn ich fühlte genau, dass es die abgebende Mutter von letzter Nacht sein musste. „Es geht ihr sehr gut!“ Ich war nicht überrascht, sie zu hören. Irgendwie hatte ich es erwartet. „Komm doch und sieh selbst!“, lud ich sie ein.

Und sie kam. Sie kam jeden Tag. Die zwei Aldi-Tüten, die sie schon bei der Entbindung dabei hatte, in den Händen, blass und niedergedrückt, nahm sie ihr Baby in den Arm, fütterte und wickelte es, sang ihm Lieder und kuschelte mit ihm. An manchen Tagen wirkte sie fahrig und zerstreut, dann wiederum ganz konzentriert und gefasst. Sie war eine intelligente Frau, wusste, wie man mit Babys umging, und war liebevoll und warmherzig. In einem Gespräch verriet sie mir auch ihren Vornamen, damit ich sie ansprechen konnte: Jordis, ein schöner Name.

„Wie soll dein Kind heißen?“, fragte ich sie.

„Ich weiß nicht, ich habe keinen Namen für sie. Ich kann sie ja doch nicht behalten. Ihre neuen Eltern sollen einen Namen für sie aussuchen.“

Wie immer hatte ich eine Woche Zeit, das Kind beim Standesamt anzumelden; das ist der Zeitraum, in dem man ein neugeborenes Kind melden muss, selbst wenn man nur Zeuge der Geburt war. Die Adoptionsvermittlung war bereits benachrichtigt, aber wir waren übereingekommen, dass wir noch keine Adoptiveltern benachrichtigen würden, solange die Mutter sich so ambivalent verhielt. Auch alle anderen Verwaltungssachen konnten noch ein bisschen warten. Wir wollten abwarten, wie die Mutter sich letztlich entscheiden würde. Würde sie ihr Kind behalten, waren andere Ämter für sie zuständig.

Der siebte Tag war gekommen und Jordis war nach wie vor fest entschlossen, das kleine Mädchen zur Adoption zu geben.

„Jordis, ich kann mir einfach nicht vorstellen, dich von deiner Kleinen zu trennen.“ Jordis blickte zärtlich auf ihr Kind und schwieg.

Ich war ganz nah an sie herangerückt und versuchte, ihr etwas von meiner Kraft abzugeben. „Ich weiß nichts von dir und habe dich auch nicht gedrängt, mir von dir zu erzählen. Aber weißt du, ich möchte nicht, dass dein kleines Mädchen einmal nur weiß, dass du sie zwar eine Woche lang liebevoll begleitet hast, aber wir so gar nichts zu dir sagen können.“ Das wäre nun wirklich zu traurig gewesen.

„Jordis, deiner Tochter wird es einmal helfen, wenn sie versteht, was die Gründe waren, warum du dich von ihr getrennt hast. Es wird leichter für sie sein, wenn sie etwas von dir weiß, das deine Not bei ihrer Geburt erklärt. Würdest du es mir anvertrauen – für sie? Ich verspreche dir, dass sie es bekommt,

sobald sie sechzehn Jahre alt ist. Niemand anderer wird davon erfahren, wenn du das nicht willst.“

Cara hatte die ganze Zeit zugehört, ohne ein Wort zu sagen. Diese Geschichte ging ihr sehr nah. Sie saß bewegungslos auf dem Sofa, angespannt, aber konzentriert. Ihre Betroffenheit war förmlich zu spüren. Noch wusste sie nicht, dass der schlimmere Teil der Geschichte – so empfand ich es auf alle Fälle – noch vor ihr lag.

Im Untergrund

Das Kind im Arm, senkte sie für lange Zeit den Kopf. Tränen tropften auf die Decke. Dann fing sie an zu erzählen:

„Es war vor elf Jahren. Wir wohnten in einer kleinen Stadt in einem hübschen Haus. Wir hatten zwei Kinder, mein Mann war angesehen in der Gemeinde und ich hatte einen guten Beruf, der mir Freude bereitete. Die Menschen, mit denen ich arbeitete, mochten mich und ich mochte sie. Meine Kinder waren mein Ein und Alles! Aber ich hatte keinen guten Mann. Nach außen hin konnten wir die Fassade einer ganz normalen Familie aufrechterhalten, aber wenn wir alleine waren ...“

Jordis schluchzte laut auf. „Er schlug mich. Er misshandelte mich, körperlich und seelisch. Er liebte es, mich zu quälen und mich schlecht zu machen. Er hörte nicht auf. Er hörte einfach nicht auf...! Ich bat und bettelte, er möge mich doch in Ruhe lassen, wir hatten doch zwei süße Mädchen, die ein friedliches Zuhause brauchten. Er lachte mich nur aus und verdrosch mich weiterhin, wann es ihm gerade passte.

Eines Nachts, vor elf Jahren, konnte ich nicht mehr. Ich stand aus meinem Bett auf, zog mich an und rannte weg, nur

mit den Kleidern, die ich am Leib trug. Keine Tasche, keine Papiere, ich nahm nichts mit. Ich lief und lief und lief...

Gabi, seitdem lebe ich auf der Straße. Ich schlafe unter Brücken, in Hauseingängen, auf Parkbänken. Manchmal lässt mich jemand für ein paar Wochen bei sich zu Hause wohnen, bis ich wieder gehen muss. Und glaube mir, das ist nicht immer schön! Ich jobbe gelegentlich, was halt so kommt und was immer sich mir bietet. Wenn man dann darauf besteht, dass ich meine Papiere endlich bringe, hau ich ab. Ich habe ja keine Papiere. Mich gibt es wahrscheinlich schon gar nicht mehr. Jetzt vermisst mich sicher keiner mehr. Für meine Kinder bin ich wahrscheinlich tot.“

Sie drückte das kleine Mädchen, das sie im Arm hielt, noch fester an sich. Ihr Schluchzen erfüllte den Raum und ließ ihren ganzen Körper beben. Sie konnte sich kaum aufrecht halten auf ihrem Stuhl.

Ich nahm Jordis in den Arm. Nein, so etwas kann man weder verstehen noch nachfühlen! So etwas sollte es nicht geben dürfen, nicht in einer Welt wie der unseren! Dafür habe ich keine Worte, nur grenzenlose Wut im Bauch!

„Jordis, wir können dir helfen“, sagte ich ihr ganz leise, „wir können dir helfen, wenn du das möchtest! Aber du musst es wollen und du musst deinen ganzen Mut aufbringen, wenn du dein Leben neu starten willst. So gut wir können, werden wir dich dabei unterstützen und begleiten.“

Ich kenne Menschen, die dir helfen können, dir und deinem Baby. Wenn du mit deinem Kind ein neues Leben beginnen willst, dann rufe ich dort an und sie werden dich abholen. Dort seid du und dein Mädchen sicher. Möchtest du das, Jordis?“

Ich merkte, wie alles in ihr arbeitete. Sie hielt nach wie vor ihr Kind im Arm und drückte es fest an ihre Brust. Solche

Minuten des Wartens scheinen Ewigkeiten zu dauern, doch es war alles gesagt. Nun musste sie sich entscheiden. Würde sie es wagen?

„Ja, ich möchte es so gerne! Ja, ich möchte mit ihr zusammenbleiben! Aber ich habe auch große Angst. Was muss ich tun? Was wird geschehen?“

„Du glaubst gar nicht, was für eine zentnerschwere Last damals von meinen Schultern fiel“, wandte ich mich an Cara. Auch Cara seufzte laut. „Jetzt hieß es, jemanden zu erreichen, der sie übernehmen und ihr weiterhelfen konnte.“

Hilfestellung

„SterniPark“ in Hamburg – diese Kindertagesstätte hatte nur wenige Monate vor uns die erste Babyklappe in Deutschland eröffnet – hatte vor einer Weile eine Einrichtung erworben, in der sie jungen Müttern in Not die Gelegenheit einräumen wollten, sich für ihr Baby entscheiden zu können. Sie bekamen jede erdenkliche Hilfe dort.

Ich fasste mir ein Herz und rief sofort an. „Wie alt ist der Teenager denn?“, fragte man mich. Da musste selbst ich herzlich lachen! „Na ja... dieser Teenager ist so um die vierzig“, war meine Antwort.

Nachdem ich ihnen die Situation geschildert hatte, versprachen sie, sie noch am gleichen Tag zu holen.

Mit einer Tasse Tee in der Hand konnten Jordis und ich nun darüber reden, wie es weitergehen könnte. Sie gab mir alle ihre Daten, unterschrieb alle Papiere, die ich ihr zur Unterschrift reichte. Na klar, ich hätte genauso gut misstrauisch

sein können. Wer weiß, ob die Angaben stimmten! Aber ab und zu muss man sich auch zum vorbehaltlosen Vertrauen durchringen.

Ich wusste sie in guten Händen und auch, dass man ihr in allen Belangen helfen würde. Sie hatte von heute an ein Dach über dem Kopf, ein warmes und weiches Bett, genug zu essen und – ihr Baby bei sich!

„Wie soll sie denn nun heißen?“, fragte ich sie zum zweiten Mal, grinsend wie ein Honigkuchenpferd „Sie wird doch nun bei dir bleiben und du brauchst einen Namen für sie.“

„Ich habe mir ehrlich keine Gedanken gemacht. Was meinst du?“

„Du hast sie immer dein ‚Engelchen‘ genannt. Wie wäre es mit Angelika? Das bedeutet Engelchen.“ Vorübergehend war es nun eine kleine Angelika. Sie würde den Namen als Erinnerung an diese Zeit als zweiten Namen behalten und noch einen anderen Namen als Rufnamen dazunehmen.

Nur wenige Stunden später war ein Auto von „SterniPark“ da. Was war ich froh, als sie bei uns vor der Türe zum Schwes-ternzimmer auf der Geburtshilfestation standen! Auch wenn wir nicht immer die gleichen Vorstellungen hatten von dieser Arbeit, weil wir als Krankenhaus andere Vorgaben hatten als sie, haben sie uns stets geholfen, wenn wir ihre Unterstützung brauchten. Dafür haben sie unseren aufrichtigen Dank verdient.

Als ich Jordis darauf ansprach, dass es sinnvoll wäre, noch ihr Hab und Gut abzuholen, meinte sie, das wäre nicht nötig. Das hätte sie immer bei sich. Sie griff zu diesen zwei Aldi-Tüten, die für mich seit dieser Zeit eine ganz besondere Bedeutung haben, klemmte sie sich unter den einen Arm und

im anderen Arm trug sie ihr Kind, warm und liebevoll eingepackt.

An jedem Tag in diesen letzten elf Jahren war sie in eine ungewisse Zukunft hineingegangen, doch an diesem Abend durfte sie darauf vertrauen, dass man ihr helfen würde, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen.

„Manometer, mache Frauen machen aber auch was durch!“ Cara war entsetzt über das Gehörte.

„Wenn man sich vorstellt, wie wenig man darüber weiß, was Frauen – die vielleicht direkt neben uns wohnen, in unmittelbarer Nachbarschaft – alles erleben müssen und sich nicht trauen, ihre Peiniger anzuzeigen, dann könnte einen schon das blanke Entsetzen überkommen. Denk doch mal, ich als Einzelperson habe durch meine Arbeit schon Hunderte Frauen kennengelernt, die wirklich schlimme Sachen erleben mussten – wie arg muss es da draußen in der Welt aussehen!“

Nein, eigentlich wollte ich nicht darüber nachdenken. Wie gut, dass es auch Schutzmechanismen in der Seele gibt, die uns helfen, schlimme Ereignisse verdrängen zu können.

„Hast du noch einmal was von Jordis gehört?“

„Ja, einmal noch. Hör zu: ...“

Stärker als je zuvor

Lange Zeit hörte ich nichts von Jordis und ihrer kleinen Angelika. Die Monate vergingen und ich musste oft an sie denken. Eines Tages war sie am Telefon. „Ich bin gerade in Berlin, darf ich dich im Krankenhaus besuchen?“ Was für eine Frage! Wie sehr hatte ich mich auf diesen Moment gefreut!

„Ich war noch nie so stark wie heute!“, erklärte mir Jordis mit einem Lächeln auf ihrem Gesicht, nachdem wir das Baby bestaunt und gemeinsam „beknuddelt“ hatten. Aus dem Kokon einer geschlagenen und missbrauchten Frau war eine Frau geschlüpft, die ihr Leben neu anpacken und es selbst in die Hand nehmen wollte und auch konnte. Was war geschehen in diesen Monaten?

Man hatte ihr professionell geholfen, um auf die Beine zu kommen. All dies hätten wir als Krankenhaus gar nicht leisten können. Sie war nun in ihrer eigenen Wohnung, hatte wieder Papiere und war geschieden. Man hatte sie geführt und getragen, wann immer es sein musste.

Nun stand sie vor mir, immer noch ein bisschen fahrig, aber mit einem ganz anderen Ausdruck in ihrem Gesicht. Ihre Haltung zeigte, dass sie sich wiedergefunden hatte. Stolz trug sie ihr Kind auf dem Arm und drückte mich. Sie würde für ihr Mädchen da sein, es beschützen und behüten. Niemals sollte sie irgendetwas trennen können.

Ein letztes Mal verabschiedete ich mich von ihr. Diese Nacht im Krankenhaus Waldfriede war ein Wendepunkt in ihrem Leben. Ein Wendepunkt zum Guten.

Jordis und ich wollten uns gar nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn sie nicht zu uns gekommen wäre. Kein anderes Krankenhaus wollte sie in jener Nacht haben, alle hatten ihr gesagt, sie würden keine anonymen Geburten durchführen. Sie hatte sich die Finger bereits wund telefoniert, als ihr zum Schluss eine Hebamme am anderen Ende der Leitung leise die Information gab, sie solle doch ins Krankenhaus Waldfriede gehen, dort würde man ihr bestimmt helfen.

Sie hatte uns im letzten Augenblick gefunden, spät, aber nicht zu spät.

„Weißt du, liebe Cara, rückblickend sind die Zeiten, in denen wir Kummer und Sorgen, Angst und Verzweiflung erleiden, oft die wertvollsten in unserem Leben. Das habe ich selbst immer wieder erlebt. Wenn wir auch manchmal viel durchmachen müssen.

Lass es mich mal ‚Prüfungen‘ nennen. Diese Prüfungen hinterlassen Spuren in unserem Leben, die uns einzigartig machen. Wie bei einem Diamanten schleift ein großer Meister mit Präzision und Blick für die besten Seiten an uns Ecken und Kanten weg. Alles verschwindet, was den Wert dieses Juwels schmälern würde. Druck und Schmerz machen uns zu dem, was tief in unserem Innersten verborgen ist. Ist Liebe mit im Spiel, dann könnte es das Beste werden, was in uns steckt. Liebe findet immer einen Weg, auch dort, wo man keinen mehr vermuten würde.“ Die letzten Worte hatte ich leise hinzugefügt, sie waren nur noch ein Flüstern.

Wieder stiegen Gedanken in mir auf; dieses Mal waren sie leider nicht so positiv. Denn nicht immer gingen Geschichten wie die von Jordis gut aus.

Hilflos

Wir waren wieder nach unten ins Wohnzimmer gegangen. Mehr als ein paar Kekse hatte ich heute nicht anzubieten – dank meiner Vergesslichkeit. „Soll mir niemals im Leben etwas Schlimmeres als das passieren, liebe Gabi! Ich mag auch Kekse, es muss nicht immer Kuchen sein!“

Als ich Cara den Becher mit Kaffee neu aufgefüllt hatte, fragte ich sie: „Apropos schlimm: Ich möchte dir etwas erzählen, worüber ich kaum jemals gesprochen habe. Nicht immer sind meine ‚Fälle‘ so gut ausgegangen.“

Ich schüttelte innerlich den Kopf. Es gibt Geschichten, die hatten

bei allem Bemühen und trotz jeglicher Hilfestellung kein Happy End. Diese Tage möchte man am liebsten aus dem Kalender streichen, so sehr können sie einen belasten, aber so etwas kam in meiner Arbeit eben auch vor. Ich habe in so viele Abgründe geschaut!

„Ja gerne, bitte erzähle mir alles, was dir einfällt.“

Herzrasen

„Bitte, Frau Stangl, kommen Sie an die Schleuse, wir haben hier einen ganz schrecklichen Fall!“ Die junge Ärztin rief aus dem Operationssaal an. Mein Herz begann zu rasen. Was war passiert, dass man mich vom OP aus anrief?

Ich eilte zur OP-Schleuse. Die Ärztin lehnte sich erschöpft in den Türrahmen. Sie zog sich die Maske vom Gesicht und stöhnte: „Mein Gott, so etwas darf es doch gar nicht geben!“

Man hatte uns eine Frau gebracht. Was heißt „gebracht“? Man hatte sie buchstäblich von einem kleinen Lkw aus auf den Hof geworfen! Dort lag sie auf dem Asphalt, bis Schwestern aus der Ersten Hilfe zu ihr eilten. Noch wusste man nicht, was hier geschehen war, man sah nur, dass diese Frau sehr stark blutete.

„Sie war dabei, ein Kind zu gebären. Bei der Untersuchung stellten wir fest, dass sie eine Placenta praevia hatte, das bedeutet, dass die Plazenta vor dem Muttermund liegt und das Kind nun durch die Plazenta – diesem stark durchbluteten Organ – hindurch geboren werden musste. Frau Stangl, diese Mutter war dabei zu verbluten! Wir haben sie und ihr Kind in allerletzter Sekunde retten können. Sie liegt im Aufwachraum und wird später auf die Intensivstation gebracht. Das Baby ist bereits im Kinderzimmer.“

Das waren schlimme Nachrichten! Ich war einerseits natürlich froh, dass sie zu uns gebracht worden war, aber diese Umstände waren selbst für uns, die wir einiges gewohnt waren, schockierend. Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen konnte, war, dass es in den nächsten Tagen nicht viel besser kommen sollte.

Nachdem ich beim Baby gewesen war und mich überzeugen durfte, dass es gesund und wohlauf war, ging ich in mein Büro und versuchte zu verstehen, was ich eben gehört hatte. Wer hatte sie so zu uns gebracht? Wer war die Frau, warum war sie so grausam behandelt worden? Würde sie mir erzählen, was passiert war?

Schwester Gertraud war völlig verzweifelt, als ich einige Zeit später auf die Station kam, auf die man die junge Mutter gebracht hatte. Händeringend erzählte sie mir, dass sie nicht wisse, wie sie mit der jungen Frau umgehen solle. Die frisch operierte Mutter war außer sich. Sie wolle nicht in diesem Krankenhaus sein, sie wolle nicht im Bett liegen, sie wolle hier raus und ihr Kind mitnehmen! Sie wähnte sich und ihr Kind in großer Gefahr.

Ihr Körper zeigte Spuren von Gewalt, überall blaue Flecken und auch Wunden. Aber wir konnten sie nicht gehen lassen, nicht in diesem Zustand. Sie bekam Beruhigungsmittel und wurde daraufhin auch ruhiger.

Wir waren völlig ratlos. Das Einzige, was wir für sie tun konnten, war, ihr in den nächsten Tagen psychiatrische Hilfe zukommen zu lassen. Aber ebenso dringend musste sie noch medizinisch überwacht werden.

Sie durfte ihr Kind sehen, durfte es füttern, konnte unter Beobachtung mit ihm kuscheln. Man sah, wie viel ihr das

Kind bedeutete. In mir wuchs die Hoffnung, dass man sie in eine Mutter-Kind-Einrichtung bringen konnte, sobald es ihr besser ging. Vielleicht war ihr Verhalten nur die Folge der schrecklichen Geburt, die sie hinter sich hatte.

Sie hatte sich beruhigt, vertraute uns nun – zumindest bis zu einem gewissen Grad – und gab uns ihren Namen. Es gefiel ihr nicht, dass wir sie nicht gehen ließen, und sie drohte uns sogar, aus dem Fenster zu springen, wenn sie nicht endlich gehen dürfe. Wir blieben eisern.

In Absprache mit Ämtern und Fachleuten durfte sie nach einigen Tagen in ein betreutes Wohnen für Mutter und Kind. Man gab uns das Versprechen, auf sie aufzupassen. Man würde sich bemühen, sie aus dem Kreis der Gewalt zu holen, der sie umgab. Aber war das bei ihr so einfach?

Es kam, was wir befürchtet hatten: Bei Nacht und Nebel verschwand sie mit ihrem Baby aus dem betreuten Wohnen. Man ließ sie polizeilich suchen, aber man konnte sie nicht finden.

Nach einigen Monaten meldete sie sich bei einer Beamtin, die sie bei uns kennengelernt hatte. Sie war wieder in Berlin! Hoffnung keimte auf, die beiden endlich in Sicherheit bringen zu können. Aber bei einem kurzen Treffen mit der Beamtin in einem Café meinte sie plötzlich, sie würde nur eben mal das Kind wickeln, ließ den Kinderwagen stehen – und weg war sie!

„Ach du liebe Zeit!“ Cara legte ihre gefalteten Hände vor den Mund. „Diese Frau muss wirklich psychisch krank gewesen sein. Hast du später noch einmal etwas von ihr gehört?“

„Nein, nie mehr wieder.“ Ich schüttelte den Kopf. „Kannst du dir vorstellen, wie das an einem nagt? Da kommt sie und läuft im nächsten Moment wieder davon. Da nützt es auch nichts, wenn du

den Namen weißt. Solche Menschen findest du im schlimmsten Fall nie mehr wieder.“ Zu groß war ihre Panik, um irgendjemandem zu vertrauen. In ihrem Herzen brannte die Liebe zu ihrem Kind, aber auch Angst, Wut und Misstrauen.

Wieder musste ich an Jordis denken. Wie gerne hätten wir auch dieser Frau geholfen. Aber Hilfe kann man nur dort geben, wo sie auch angenommen werden kann.

„Danke, dass du mir dein Vertrauen geschenkt und mir diese Geschichte erzählt hast. Wie hast du es eigentlich immer geschafft, all das zu verarbeiten?“

Cara hatte Mitgefühl, das stand fest. Diese Frage nach der Verarbeitung des Erlebten wurde mir sehr oft gestellt. Ich musste lachen und warf dabei den Kopf in den Nacken. „Verarbeiten? Dazu hat man keine Zeit. Nachdem sich herumgesprachen hatte, dass man bei uns Hilfe finden würde, war eigentlich immer etwas los. Aber glaube mir: Arbeit ist die beste Medizin. Wenn du genug zu tun hast, kommst du gar nicht zum Grübeln.“

Cara sah mich lange nachdenklich an und meinte dann: „Und das alles willst du nicht publik machen? Du musst es aufschreiben, du musst es auch andere wissen lassen. Bitte, mach es, für diese Frauen und ihre Kinder!“

Zusammen holten wir die Ordner, die Cara mitnehmen wollte, und schlenderten zum Auto. Der späte Nachmittag lud ein, alles ein bisschen langsamer angehen zu lassen. Die Wärme der letzten Tage hatte gutgetan, aber auch ein wenig faul gemacht. Und warum auch nicht? Das Leben ist so kurz, man muss es genießen, wann immer man kann!

Es wurde Zeit, das Abendessen vorzubereiten. Mein lieber Mann hatte wie so oft den ganzen Nachmittag im kühlen Keller gesessen und alte Fotos eingescannt. Die Fotografie ist sein Hobby. Er hatte in seinem Eifer wahrscheinlich gar nicht mitbekommen, dass wir Besuch hatten. Doch der Hunger würde ihn sicherlich sehr bald die Treppe hochtreiben und er würde fragen: „Wann gibt’s Essen?“

Während ich Blatt für Blatt den Salat wusch und das Gemüse schnipfelte, gingen meine Gedanken noch einmal zurück zu dem Gespräch mit Cara, aber auch zur Tochter meines Mannes und all den anderen Frauen, die umsorgt und behütet die Zeit ihrer Schwangerschaft genießen durften.

Wir dürfen uns glücklich schätzen, wenn wir Menschen um uns haben, die sich mit uns freuen, dass ein neues Leben in uns heranwächst. Wie vieles ist gar nicht so selbstverständlich wie wir immer meinen!

Wenn ich es zu Beginn des Projektes noch überhaupt nicht einschätzen konnte, wie viele Frauen es sein würden, die zu uns kommen würden, welche Nöte sie bewegten, was sie auszuhalten hatten – nach einigen Jahren und sehr viel mehr Erfahrung konnte ich mir ein ganz gutes Bild machen.

Das Thema „Gewalt gegen Frauen“ ist ein weites Feld, unüberschaubar und verborgen unter dem Mantel der Verschwiegenheit, leider auch in unserer so aufgeklärten Gesellschaft. Gewalt ist ein gut gehütetes Geheimnis der Familien, in denen sie vorkommt!

So wie Jordis gibt es unzählige Frauen in Deutschland und auf der ganzen Welt, die misshandelt, missbraucht und wie Dreck behandelt werden. So etwas bleibt nicht ohne Folgen: Körper, Seele und Geist werden buchstäblich kaputtgemacht.

Gedankenverloren deckte ich den Tisch und rief meinen Mann zum Essen. So etwas kann und darf man nicht vergessen, sagte

ich mir erneut. Man muss ihnen eine Stimme geben! Man muss für sie sprechen!

Das hatte ich ja bereits auf tausendfache Art und Weise getan. Aber wer sagte, dass die Arbeit für mich bereits abgeschlossen war? Cara hatte recht: Ich sollte es auf jeden Fall versuchen, diese Geschichten in einem Buch zusammenzufassen.

Denn jedes Leben zählt!

„Kann ich ein Herz bewahren, das sonst bräche,
so hat mein Leben Sinn.

Kann ich jemandem die Schmerzen lindern
oder bin ich eines Anderen Tröster,
helf ich einem Vöglein in sein Nest zurück,
so hat mein Leben Sinn.“

Emily Elisabeth Dickinson

Ding-ding-dong! Der melodische Dreiklang der Türglocke riss Buddy aus dem Schlaf und innerhalb von Bruchteilen einer Sekunde war er aus dem Körbchen gesprungen, das ihn sanft und weich in einer rosa Wolke aus Zottelfell hatte träumen lassen. Laut kläffend war er sofort zur Treppe gerannt, nicht ohne sich noch einmal auffordernd in meine Richtung zu drehen. Da vorne musste jemand an der Türe sein. Dass Menschen immer so langsam sein müssen!

Ich erhob mich von meinem Schreibtischstuhl. Die Gelenke krachten. Das lange Sitzen hinter dem Computer ließ meinen Körper jedes Mal irgendwie „einrosten“. Am Treppenabsatz horchte ich erst einmal, ob ich nicht meinen Mann an die Türe gehen hörte, aber er hatte die Glocke wahrscheinlich nicht gehört. Also musste ich mich selbst bemühen. Lautes Bellen sollte mich wohl anfeuern, mich zu beeilen.